

Normen und Rahmenbedingungen des Alltagslebens nach dem Dreißigjährigen Krieg

von ERNST SCHUBERT, Göttingen

Die alltäglichen Lebensbedingungen der Welt um 1700 und in indirekter Weise auch der um 1800 sind von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges bestimmt. Diese Aussage zielt nicht auf die demographische Entwicklung, denn bis spätestens 1720 waren die Bevölkerungsverluste ausgeglichen, danach verdoppelte sich die Zahl der Menschen innerhalb von drei Generationen und seit etwa 1750 setzt, durch Überbevölkerung erzwungen, eine große Auswanderungsbewegung nach Südosteuropa und in Ansätzen auch schon nach Nordamerika ein.¹ Unsere Aussage von der Prägekraft des Dreißigjährigen Krieges noch auf die Welt um 1800 beruht auf den Konsequenzen, die sich aus der Art des Wiederaufbaus in allen deutschen Landen nach dem großen Kriege ergaben. Die üblichen Folgen von Kriegen und verheerenden Seuchenzügen, die Veränderung von Sozialstrukturen, blieben nach 1648 aus.

Der Große Krieg hatte nicht überall Zerstörung und Verwüstung hinterlassen.² Es gab Regionen, welche die fürchterliche Endphase nahezu unbeschadet überstanden hatten (Niedersachsen, Holstein, Teile von Ostdeutschland, Ost- und Westpreußen, Österreich). Aber selbst dort, wo inmitten der großen Durchzugsgebiete Buschwerk die ehemaligen Äcker überwucherte, war eines erhalten geblieben: die schriftlich fixierten grundherrschaftlichen Rechtsansprüche. Der Wiederaufbau erfolgte in Stadt und Land als Restauration der alten Rechtsverhältnisse. Keine unrationelle Gemengelage in der Flur wurde aufgelöst, und die verbrannten Stadtviertel wurden nicht nach neuen Planungsgedanken wiederaufgebaut. (Der geometrische Grundriß, das Planquadrat der in der Renaissance vorgedachten Idealstadt, wurde allein um 1700 in den neugegründeten Hugenotten-Städten - Erlangen (Christian-Erlang), Karlshafen - verwirklicht.)

Alltagsprägende Folge des Großen Krieges war also die Verrechtlichung aller Lebensverhältnisse, die Restauration nach Maßgabe der tradierten Strukturen. Ein Beispiel: Der Reichstagsabschied von

¹ Klaus J. BADE (Hg.), Deutsche im Ausland - Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. München 1992; Wolfgang VON HIPPEL, Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart 1984.

² Günther FRANZ, Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Stuttgart-New York, 41979.

1654 hatte festgelegt, daß die alten Schuldverschreibungen aus der Zeit vor 1618 selbst dann gültig seien, wenn sie nach Verlust der Originale nur durch die „Kammerbücher“, nur durch kopiale Überlieferung zu beweisen wären. Eine solche Bestimmung kam, wie die gesamte Restauration, vor allem den Herrschenden, und denjenigen zugute, die noch über ein halbwegs intaktes Archiv verfügten, also den großen Klöstern und Stiftungen, die vor dem Dreißigjährigen Krieg als Kapitalgeber, vor allem an den weltlichen Adel, fungiert hatten. Sie präsentierten den verduztten Erben die alten Schuldverschreibungen und setzten nach langwierigen Prozessen, die zwischen 30 und 60 Jahren dauerten, aufgrund des Reichsabschiedes von 1654 ihre Ansprüche durch. Mit einem Mal sammelte sich Bargeld in so mancher Klosterkasse: materielle Grundlage des süddeutschen Barock.

Wie jeder Restauration fehlte auch der nach dem Großen Kriege jene Lebendigkeit, wie sie durch die Vermischung von alt und neu entsteht. Die Künstlichkeit unterscheidet Restauration selbst vom Konservatismus.³ Typisch, daß allein Sachsen, Hannover und Preußen mit mehr oder weniger Erfolg versuchten, an Stelle der historisch gewachsenen unterschiedlichen Maß- und Gewichtseinheiten ein territorial einheitliches System zu schaffen. Die Stärke des Hergebrachten zeigt sich darin, daß in den achtziger Jahren entsprechende Versuche der Oranier in ihren deutschen Landen scheiterten. Von Ort zu Ort bleibt die Elle verschieden lang. (Das metrische System wird natürlich erst in napoleonischer Zeit durchgesetzt.) Die beharrende Kraft der alten Maße und Gewichte hängt mit der Restauration der Rechtsverhältnisse, nicht zuletzt der grundherrschaftlichen Strukturen zusammen. Denn es waren die gleichen Maße, Gewichte und Abgaben, die schon in den spätmittelalterlichen Urbaren verzeichnet waren, die auch der Bauer des 18. Jahrhunderts zu leisten hatte.

Grenzen der Restauration: Man konnte Abgaben, Dienste und vermessene Gemarkungen wiederherstellen, nicht aber die auf Handel und früher Industrie beruhenden wirtschaftlichen Verflechtungen. Das seit dem ausgehenden Mittelalter überaus produktive deutsche Montanwesen, ein System ineinandergreifender Produktionsstätten, überlebte den Dreißigjährigen Krieg im Grunde nicht. Die versackten Stollen wurden nicht abgepumpt, Hammerwerke verfielen oder wurden in Getreidemühlen umgewandelt. Aber selbst dort, wo Bergwerke instandgesetzt wurden, bildeten sie keine Kristallisa-

³ Eine vorzügliche Übersicht über die gewerblichen Verhältnisse bietet: Karl Heinrich KAUFHOLD, Gewerbelandschaften in der frühen Neuzeit, in: Hans POHL (Hg.), Gewerbe- und Industrielandschaften vom Spätmittelalter

tionspunkte für eine breite industrielle Produktpalette mehr. Im Erzgebirge, dem im 16. Jahrhundert noch blühenden Montanrevier, verdienten sich nach Auflassung des Bergbaus die kleinen Leute mit Spitzenklöppelei, Bortenmachen, Strohflechten und der Herstellung hölzerner Spielwaren ihr Geld. Die Oberpfalz, das „Ruhgebiet des Mittelalters“ (Karl Bosl), wurde zu einer Armutsregion. (Die seit 1635 erkennbare und seit 1642 erfolgreiche Friedenspolitik der Welfen zeigt sich nicht zuletzt daran, daß der Harzer Bergbau auch über die Katastrophe des Großen Krieges hinweg intakt blieb.)

Das Schicksal des Montanwesens ist ein wichtiger Indikator für eine im verborgenen, aber gleichwohl sehr tief wirkende Folge des Großen Krieges: Das Kapital suchte nicht mehr die riskante, aber deshalb auch lohnende Anlage in frühindustriellen Unternehmungen, sondern die Sicherheit der Grundrente. Die Nachfahren der einst wagemutigen Nürnberger Kaufleute verzehrten auf ihren Landgütern die Zinsen des ererbten Reichtums. Eine Reagrarisierung in deutschen Landen ist die Folge davon, daß kaum Investivkapital zur Verfügung stand, daß das große Geld die sichere Grundrente suchte (so daß sich die Preise für Rittergüter im Verlauf des 18. Jahrhunderts verdreifachten). Das wirtschaftliche Verhalten der Oberschicht verstärkte so die Restaurationstendenzen.

Bezeichnend für dieses Verhalten der Oberschichten ist, daß im 18. Jahrhundert die neue Produktionsform der Fabrik und der Manufaktur lange von sozialen Außenseitern getragen wurde. Zum Beispiel waren es in Berlin die Juden, die den größten Anteil an den neuen Großbetrieben, 40 % bei den Fabriken mit mehr als 100 Beschäftigten, im Jahre 1769 hatten. Teilweise waren sie vom König dazu gezwungen worden, schlecht bewirtschaftete Regiebetriebe, zum Beispiel vor dem Konkurs stehende Samt- und Seidenfabriken zu übernehmen. Das vermögende Bürgertum blieb einem Denken verhaftet, dem die Sicherheit der "Nahrung" der erste Grundsatz war; für wagemutiges Unternehmertum war es nicht zu gewinnen.

Als teils direkte und teils indirekte Folge des Dreißigjährigen Krieges kann weiterhin ein Verzicht auf genealogische Mobilität in den Kreisen des vermögenden Bürgertums beobachtet werden: Verkürzung von Aufstiegschancen. In einem früher nie gekanntem Maße bilden sich verzweigte Verwandtschaftssysteme: Es entstehen Dynastien von Universitätsprofessoren, von Amtleuten, ja sogar von

Förstern. Die Verwaltung erweist sich, sowie sie genealogisch entschlüsselt wird, als ein System von miteinander verbundenen Verwandtschaftskreisen. Die württembergische „Ehrbarkeit“ oder die hannoverschen „hübschen Familien“ sind nur die bekanntesten Beispiele für den Zusammenhang von Genealogie und Staatsverwaltung.⁴ Nach dem gleichen Prinzip der Heirats- und Verwandtschaftskreise organisiert sich auch das Handwerk; die schon vorher angelegten Ausgrenzungstendenzen der Zünfte kommen jetzt zum Abschluß. Selbst Fürsprache eines Fürsten vermag eine Zunft nicht zu bewegen, einen befähigten, aber nicht dem eigenen Verwandtschaftskreis angehörenden Gesellen zum Meister zu machen. Soziale Inzucht. Selbst die Henker bilden territorienübergreifende Verwandtschaftskreise und Dynastien. Auch bei ihnen erweist sich die genealogische Abschließung als Antwort auf den Druck von unten. Ein Henker stand schließlich einem mittleren Betriebe mit Schindern und „Wasenmeistern“ vor, ebenfalls von der Gesellschaft ausgegrenzten Menschen, die aber keine Chance zum Aufstieg in eine der materiell einträglichen Henkerstellen hatten. (Wo sozialer Aufstieg möglich war, sind die Gründe klar benennbar: Wenn oberschwäbische Bauernsöhne als Mönche einer Reichsabtei schließlich Äbte und damit Reichsfürsten werden können, liegt das daran, daß der Adel die monastische Lebensform seit langem nicht mehr akzeptiert hatte. Verbürgerlichung, ja Verbaue- rung der Reichskirche in ihrer monastischen Gestalt.)

Die Alltagsforschung kann die wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen, wie sie sich in Deutschland als spezifische direkte oder indirekte Folge des Großen Kriegs gestalteten, nicht außer Acht lassen. Jeweils verschieden stellt sich der Alltag für die Masse der Bevölkerung, die keine Chancen eines sozialen Aufstiegs hat, dar und für eine in verschiedenen Stufen hierarchisierte Oberschicht, in der Lebensformen zugleich auf das entscheidende soziale Netz, das der kontrollierenden Verwandtschaft zurückweisen. Wenn auch aus verschiedener Sichtweise, so erfahren doch Hoch und Niedrig eine ganz neue, den Rahmen des Lebens definierende Kraft des Staates. Über die neue Form der Landessteuer, über das Abschöpfen der geringen Bargeldreserven in Stadt und Land, war der Staat, obwohl selbst hoch verschuldet, der kapitalkräftigste Faktor in einer Region geworden. Arm und reich waren seit alters her vertraute Begriffe. Soziale Ungleichheit gehört so sehr zur Ge-

⁴ Exemplarisch: Joachim LAMPE, *Aristokratie, Hofadel und Staatspatriziat in Kurhannover. Die Lebenskreise der höheren Beamten an den kurhannoverschen Zentralbehörden 1714-1760*. 2 Bde. Göttingen 1963. Hanns Hubert HOFMANN und Günther FRANZ (Hgg.), *Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit. Eine Zwischenbilanz*. Bop- pard 1980.

schichte, daß darüber scheinbar kein Wort zu verlieren ist. Jedoch: In dieses überzeitliche Thema mischt sich vor allem seit dem 18. Jahrhundert der Staat ein. Die Oberschicht erfuhr Staat, weil sie direkt oder indirekt von ihm lebte, weil entweder ihre Angehörigen im Staatsdienst standen oder weil sie ihre Kapitalien beim Staat anlegte. Kapitalien - das waren mitnichten erwirtschaftete, das waren durch Heirat oder Erbabfindungen festgelegte Summen. So gesucht waren die „sicheren“ Staatsanleihen, daß sie teilweise für weniger als die traditionellen 5 %, ja bis zur dreiprozentigen Verzinsung heruntergehend den Fürsten angeboten wurde. Nur der Historiker, der den Schnittpunkt von Sozial- und Finanzgeschichte erfaßte, wird den sogenannten Absolutismus in den deutschen Klein- und Mittelstaaten präzise als die Souveränität des Schuldners gegenüber seinen Gläubigern definieren können. Ein Beispiel: Das ganze Fürstentum Bayreuth war seit den 1720er Jahren den Landständen verpfändet. Das verhinderte keine Schloßbauten, keinen Absolutismus. Niemand wollte den nach wie vor mächtigen Schuldner verprellen. Im Gegensatz zur Oberschicht erlebten die kleinen Leute den Staat, das Fürstentum nicht als Partner, sondern als Feind. Die kleinen Leute erfuhren Staat etwa in Gestalt der Steuereinnehmer oder der Saliterer, die rücksichtslos die vermoderten Bohlen der Fußböden aufrissen, um - mit landesherrlichem Privileg - Salpeterbildungen davon abzuschaben; sie erlebten Staat in den Aushebungen von Soldaten für das stehende Heer, das sich - eine weitere Kriegsfolge - die Fürsten inzwischen zugelegt hatten.

Soziale Inzucht, Kreditmangel und damit Unterkapitalisierung der bäuerlichen und städtischen Wirtschaft und schließlich intensivierte Präsenz des Staates - das waren die alltags-, die konsumtionsbestimmenden Faktoren in der Zeit nach dem Großen Kriege.

1. Raum und Zeit

Brutal hatte Napoleon in Weimar dem Geheimrat von Goethe bedeutet: „Politik ist Schicksal“ - im Grunde hatte er nur den bis dahin verschleierte Sachverhalt benannt, daß fürstliche Herrschaft vom Geld abhing. Bis heute unerforscht: Was geschah mit den Geldern, die den von Napoleon deponierten kleinen Fürstentümern und Herrschaften in früheren Zeiten anvertraut worden waren: Die in Napoleons Gnade entstandenen neuen deutschen Mittelstaaten - etwa Bayern und Württemberg - haben sich die Loyalität in den neuen Landesteilen über die Abhängigkeit der Gläubiger von ihren Schuldnern gesichert. Die Schonungslosigkeit im Umgang mit regionalen Identitäten konnte sich die

neue Beamtenelite in den Rheinbundstaaten nur leisten, weil hinter allen Empfindlichkeiten etwa über die verlorene Reichsfreiheit die Abhängigkeit der um ihre Zinsen bangenden Gläubiger stand, deren Forderungen die neu entstandenen Landesstaaten übernommen hatten.

Was hatte der Fürstenstaat des 18. Jahrhunderts mit den ihm aufgetragenen Kapitalien gemacht. Bis auf einen Fall ist nicht erkennbar, daß der Staat die ihm geliehenen Gelder reinvestiert hätte. Die Ausnahme: Das Wegenetz hatte sich seit dem späten Mittelalter nicht entscheidend verändert (erst der Chausseebau der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bringt eine entscheidende Innovation, die aber zunächst nur der Residenzstadt zugute kommt.) Immerhin waren die Straßen breiter geworden. Man konnte jetzt zweispännig, ja auf manchen Strecken sogar vierspännig fahren, nachdem zuvor die Pferde hintereinander gespannt werden mußten. Doch das beruhte meist auf einem jahrhundertelangen Ausfahren der Straßen, war nur in Ausnahmefällen zielbewußte Planung gewesen. Verändert aber hat sich das Reiseverhalten der Menschen.⁵ Die Kutschen haben sich, bereits eine Reisegeschwindigkeit von acht Studendenkilometern erreichend, als Beförderungsmittel der Oberschicht durchgesetzt. Die ersten regelmäßigen Verkehrsrhythmen entstehen, z. B. verkehrt seit 1720 regelmäßig zwischen Minden und Bremen ein „Bordschiff“ für die Personen- und Paketbeförderung. (Für den so wichtigen Handelsverkehr auf den Flüssen ist zu bedenken, daß Schiffe selten eine größere Kapazität als 15 Tonnen hatten.) Es gibt ein geregeltes Reise- und Beförderungssystem: die Post. Die Monopolstellung der Fürsten Thurn und Taxis beim Postwesen im Reich konnte trotz mancher landesfürstlicher Konkurrenzbestrebungen nicht ernsthaft gefährdet werden.

Zur Raumerfahrung des Reisens gehört ein neues Element, typisch für die intensiviertere Gegenwartigkeit von Staat, nämlich: Grenzwachen und Schlagbäume an den Hauptstraßen, die in ein Territorium führen, und, um 1700 endgültig durchgesetzt, das Legitimationspapier des Reisenden, der Paß. Mobilität und neue Erfahrung der Grenze: Erst jetzt beginnen die Herrschaften ihre Territorien zu markieren, ihre Wappen allenthalben an den Einfallstraßen aufzustellen, „Zigeunerstöcke“ zu errichten, die das fahrende Volk vom Betreten des Gebietes abschrecken sollten. (Erstmals im Jahre 1708 ist ein solcher Warnungspfahl, auf dem ein Galgen abgebildet ist, bezeugt.) Grenzkontrollen

⁵ Wolfgang GRIEP - Hans-Wolf JÄGER, Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts. (Neue Bremer Beiträge 1) Heidelberg 1983.

waren für den vornehmen Reisenden lästig - immer wieder mahnen landesherrliche Edikte, daß „die Commerzien“ nicht durch allzu scharfe Überprüfungen behindert werden sollten -, waren für den kleinen Wanderer, der zu Fuß kam, diskriminierend, zumal seine Legitimation meist in einem von seiner Heimatgemeinde ausgestellten, durch viele Kontrollen abgegriffenen Paß bestand.

Auch für die Vornehmen war das Reisen nicht ungefährlich. In unwegsamen Waldgebieten drohten Überfälle, wogegen allerdings die offizielle Post Vorkehrungen zu treffen wußte, und die häufigen Achs- bzw. Räderbrüche konnten bei dem plötzlichen Umstürzen des Wagens schlimme Verletzungen herbeiführen. Dennoch war Reisen für die Vornehmen kein Abenteuer mehr, sondern das Überbrücken von zwei Punkten der Seßhaftigkeit. (Das Wort Abenteuer und seine Bedeutung entdeckt Deutschland erst Ende des 18. Jahrhunderts aus der englischen Literatur neu.) Schließlich hatte sich - vom Dreißigjährigen Krieg nicht dramatisch unterbrochen - seit etwa 1600 ein abgestuftes System von Herbergen entwickelt, wobei für die Bessergestellten in jeder renommierten Stadt ein vornehmer Gasthof bereit stand.

Gasthöfe und „Reisstationen“: Während die Fuhrleute noch das alte System von Rastorten, oft kleinen Verkehrsknotenpunkten, bevorzugten, übernachteten die Vornehmeren in den größeren Städten, also zum Beispiel in Schaffhausen statt (wie der Fuhrmann) in Diessenhofen, in Hameln statt in Copenbrügge. Der wandernde Handwerksbursche schließlich suchte sich seine Schlafstätten, wie der Weg sie brachte, auch Scheunen nicht verschmähend. Froh war er, wenn er eine größere Stadt erreichte, wo für die Gesellen seiner Zunft eine eigene, kärglich ausgestattete Herberge zur Verfügung stand.

Verschieden also waren je nach sozialem Status die Reisemöglichkeiten und damit die Raumerfahrungen. Gemeinsam war ihnen nur, daß Reisen geregelter geworden war, daß sich nicht nur Routen, sondern auch Ordnungen eingebürgert hatten. Das weist in letzter Konsequenz auf den großen Unterschied gegenüber der Zeit noch des 16. Jahrhunderts. Reisen wurde nunmehr als Unterbrechung der Seßhaftigkeit begriffen. Mobilität war nicht mehr „Erfahrung“ im wörtlichen Sinne und eröffnete auch keine Sozialchancen mehr.

Mobilität kennt die verschiedensten Erscheinungen und die verschiedensten Hoffnungen. Eine Trivialität angesichts des Problems der „weichenden Erben“, der nachgeborenen Söhne und der Töchter - Hintergrund des Märchens vom „Tischlein deck dich“: Hoffnungen, daß Mobilität trotz allem gewinnbringend sein könnte, drückten sich hier aus. Verschieden waren die Lockungen der Ferne. Der Kleinbauer in überbevölkerten Regionen, der sich anwerben ließ, in der Dobrudscha zu siedeln, vertauschte Heimat. Der Geselle hingegen suchte sie. An dem Wanderverhalten der Gesellen zeigt sich, daß die nach den Bedingungen der Restauration seßhaft gewordene Gesellschaft das Reiseverhalten veränderte und damit die Chancen der Mobilität verkürzte. Einerseits wurde das Wandern gefordert, um Aufstiegsansprüche von Gesellen zu verhindern (bezeichnenderweise wurden Meistersöhne vom Wanderzwang ausgenommen), andererseits wurde der wandernde Handwerksbursche als Landstreicher verdächtigt und ihm das „Fechten“, der übliche Wanderbettel, untersagt. Gesellenwandern wurde zum Instrument der Repression durch Meister und Zünfte, wobei der alte Gedanke des Austausches von Handwerkskenntnissen zurücktrat.

Typisch für eine seßhaft gewordene Gesellschaft, die Mobilität als Lebensform nur als Normabweichung begreifen kann, ist die Intellektualisierung der Raumerfassung. An die Stelle der alten Meilenscheiben, eines praktischen Reisebehelfs, der die Entfernungen von einer Stadt zur anderen angab, treten um 1700 die Landkarten, die bedeutendsten in der Homannschen Offizin in Nürnberg gefertigt, welche nunmehr (auch den gelehrten Atlasgedanken entscheidend reduzierend) kleinräumige Regionen nach Maßgabe der Herrschaftsverhältnisse zur Anschauung brachten. Auch die Homannschen Karten sind immer noch Versinnbildlichung des Raumes - noch wirkt sich nicht die physische Geographie als ein Lieblingsstudium des 18. Jahrhunderts aus -, Blickfänge sind die Vignetten mit den Wappen der regierenden Häuser des dargestellten Kartenausschnittes und allegorische Figuren, die mit Vorliebe von purzelnden Engeln oder Putten gehalten werden.⁶

Neue Raumerfahrung ist auch ein Thema des Militärs. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts - auch die Bedingungen des Chausseebaus tangierend - war eine kartographische Landesaufnahme immer häu-

⁶ Wilhelm BONACKER, Kartenmacher aller Länder und Zeiten. Stuttgart 1966. - Eine Übersicht über die politische Geographie um 1770 bietet das allzu oft übersehene Werk von Konrad KRETSCHMER, Historische Geographie

figer als Voraussetzung der Landesverteidigung erkannt worden. Die Fortschritte der Kartographie wurden dabei zwar genutzt, aber als Staatsgeheimnis behandelt. Es war eine große Leistung des mit England in Personalunion verbundenen hannoverschen Kurstaates, daß er seine, bezeichnenderweise von Militär inaugurierte, Landesaufnahme öffentlich zugänglich machte. Hier war der Schritt von der Raumerfassung zu ersten Ansätzen der Raumplanung, der kartographischen Fixierung eines Herrschaftsgebietes vorbildlich gewagt worden.⁷

Raumerfahrung, Reisen in einer im Grunde seßhaften Gesellschaft verändert Mentalitäten: Erst ausgangs des 18. Jahrhunderts gewinnt „Landschaft“ den heutigen Wortinhalt. Was früher ein Rechtsbegriff für die auf dem Landtag Versammelten gewesen war, wird jetzt als kondensierte Reiseerfahrung zum Begriff für einen Naturraum. In der gleichen Zeit gewinnt auch „Heimat“, ein Wort, das erst jetzt in den Sprachgebrauch eindringt, seinen Gefühlswert.

Sentiment und Landschaftsschilderung verbinden sich in den vielgelesenen Reisebeschreibungen. Hier können Städte in einer „gar feinen und lustigen Gegend“ liegen, Gebirge hingegen wirken „gar betrübt“ auf die Stimmung. Friedrich Nicolai bewundert im deutschen Südwesten „die großen Herden Schafe und Hornvieh, welche die Landschaft noch malerischer machen“. Die Reiseberichte spiegeln einen Mentalitätswandel in der Raumerfahrung wider. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind die Zeiten vorbei, in der für das neue Unternehmen, das hessen-kasselsche Schlangenbad damit gewonnen werden konnte, daß der Ort zwar in öder und unfreundlicher Gegend liege, daß man ihn aber durch kunstreiche geometrische Anpflanzungen zu einem angenehmen Aufenthalt der Badegäste gemacht habe (1721). Die Disziplinierung der Natur nach Maßgabe geometrischer Systeme - „Systema“ war ein Lieblingsbegriff des Barock - fasziniert in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht mehr, als man sich an urwüchsiger Landschaft zu begeistern beginnt und die Alpen Inbegriff einer wilden und damit den Menschen ergreifenden göttlichen Kreation werden. Allgemein hat sich der englische Garten erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durchgesetzt. Noch 1757 wird in der badischen Residenz Karlsruhe das französische Vorbild als verbindlich angesehen. Die Ablö-

von Mitteleuropa. München und Berlin 1904, 551ff.

⁷ Kurhannoversche Landesaufnahme des 18. Jahrhunderts (1764-1786). 1:25.000. Hg.: Niedersächsisches Landesverwaltungsamt - Landesvermessung. Vgl. Franz ENGEL, Die Kurhannoversche Landesaufnahme des 18. Jahrhunderts. Hannover ²1978.

sung des französischen Parks durch den englischen Garten ist weit mehr als ein Modewandel der Gartenkultur, er spiegelt Veränderungen in der Anschauung von Welt wider. Auch der englische Garten ist Inszenierung. Wer aber die Natur in ihrer Schönheit inszeniert, wer sie in geometrische Rabatten ästhetisch diszipliniert, hat auch ein klares Gesellschaftsbild, das er nach Maßgabe seines Einflusses festhalten möchte. In der gemeinsamen Beziehung auf eine im Garten enthaltene gesellschaftliche Hoffnung sind französischer Park und englischer Garten keineswegs so unterschiedlich wie es eine hortikulturelle Entwicklungsgeschichte nahelegt. In beiden Fällen gilt: Störender Wildwuchs muß beschnitten werden. Wildwuchs: Die Bettler stören. Zu bedenken ist dabei, daß nach 1700 der Ziergarten (zumeist mit einem intimen Gartenpavillon geschmückt) auch in der bürgerlichen Oberschicht den alten Nutzgarten ablöst.

Ebenso unterschiedlich nach sozialem Status wie die Raumerfahrungen sind die Erfahrungen von Zeit. Um nur die jeweiligen Endpunkte der gesellschaftlichen Stufenleiter zu benennen: Der von den Obrigkeiten mißtrauisch beäugte Landfahrer, der wandernde Kesselflicker oder der Maulwurfsfänger bemißt Zeit nach den jeweiligen Begebenheiten seiner Nahrungssuche („zur Zeit der Kirschenernte“); der vornehme Reisende hat eine Taschenuhr und einen Kalender.

Einen Kalender braucht vor dem Jahre 1700 jeder Kaufmann schon deshalb, um die verschiedenen Datierungen in katholischen und protestantischen Markttorten berechnen zu können, um also im protestantischen Schweinfurt wissen zu können, an welchem Tag im katholischen Würzburg Kiliani gefeiert und Markt gehalten wurde. Solche, hier nicht nur angedeuteten Handelshemmnisse waren es, die aller lutherischen Orthodoxie zum Trotz die protestantischen Obrigkeiten um 1700 gezwungen hatten, den moderneren Gregorianischen Kalender der Katholiken anzunehmen. Es war wohl weniger ein spezifisches Problem als ein typischer Stil der Zeit, daß eine solche Modernisierung, wie sie die Anpassung an die neue Zeitrechnung darstellte, nur halbherzig vollzogen wurde. Der Regensburger Reichstagsschluß vom September 1699, wonach ab dem 1. März des Jahres 1700 die mittlerweile auf 11 Tage angelaufene Differenz zwischen altem und neuem Kalender beseitigt werden sollte, wurde nur mit der Ausnahme der Osterfestberechnung von den Protestanten übernommen. Sie richteten sich hier nach den Tafeln des protestantischen Astronomen Johannes Kepler, der selbst freilich für die gregorianische Reform eingetreten war. Nachdem sich infolgedessen in den Jahren

1724 und 1744 unterschiedliche Osterdaten ergeben hatten, führte Friedrich II. dann 1775 die gregorianische Osterrechnung in seinen Landen ein. Hier in Preußen war im Jahre 1700 zur Durchführung der Kalenderreform eigens eine Gelehrtensozietät geschaffen worden, die sich dann zur Preußischen Akademie der Wissenschaften entwickelte, deren Etat während des ganzen 18. Jahrhunderts im wesentlichen aus dem durch königliches Monopol gesicherten Kalenderhandel bestritten wurde.

Was sich zunächst als eine spezielle Frage der Chronologie und damit allgemeineschichtlich als eine eher marginale Frage ausnehmen mag, umschließt bei genauerem Hinsehen Zusammenhänge, die schwerlich zu überschätzen sind. Die Vorgeschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften zeigt, daß immer noch, wie seit dem frühen Mittelalter die Zeitrechnung zwischen Astronomie und Theologie stand, daß sich aber im Zeichen der sich anbahnenden Aufklärung die Waage langsam auf die Seite der Wissenschaft neigte. Die Zeitrechnung beschäftigte nicht nur Gelehrte und Theologen, sondern auch als Gegenstand des Alltags den kleinen Mann, was sich in der Finanzierung der Preußischen Akademie widerspiegelte.

Kalender, die schon um 1600, mit medizinischen Prognostiken angereichert, ein Handelsartikel der Buchführer waren, werden im 18. Jahrhundert zur Volkslektüre. Zwar gibt es noch immer Aufstellungen der Zeiten, wann ein Aderlaß günstig oder ungünstig ist, ansonsten aber bahnt sich mit der Popularisierung auch eine Rationalisierung an. Die „verworfenen Tage“, deren Kenntnis früher so wichtig war und die mit schwarzen Zeichen versehen wurden (von daher die Redensart: „schwarzer Tag“) werden - wenn überhaupt - nur noch verschämt notiert. Die schwerfälligen Historienexempla sind verkürzt, die komplizierten astrologischen Berechnungen zu einer einfachen Wetterprognostik gestrafft. Immer breiteren Raum nehmen die praktischen Hinweise für den Haushalt ein, zum Beispiel, wann der Essig am besten zu bereiten wäre. (Das interessierte übrigens Hoch und Niedrig, denn immer noch unterliegt das alltägliche Leben saisonalen Rhythmen.) Anstelle des früheren Aderlaßmännleins beschließen nunmehr das kleine und große Einmaleins und die Zinstabellen einen Kalender. Eine Revolution vor der französischen Revolution: Erstmals wird die Wissenschaft nicht zur Lebensdeutung, sondern zur Bewältigung des Lebens eingesetzt. Am Ende des 18. Jahrhunderts werden die Kalender zur Volksaufklärung, zur „moralischen Verbesserung der Landleute“ benutzt. Literarisch gesehen bildet Johann Peter Hebels „Rheinischer Hausfreund“ einen Edelstein deutscher Erzählprosa,

aber dieser Solitär sollte die breite Tradition, in der diese Kalendergeschichten standen, nicht vergessen lassen.

Die Erfahrung von Zeit wird nicht nur von saisonalen Rhythmen und der kalendarischen Gliederung des Jahres bestimmt. Bei der Tageseinteilung ist um 1700 bereits der Trend zur Privatisierung der Zeitmessung unverkennbar. Taschenuhren sind teure Statussymbole, aber sie verschaffen soviel Ansehen, daß selbst Handwerksburschen unter großen materiellen Opfern versuchen, eine Uhr zu erwerben. Private Uhren sind Taschenuhren; zum Wohnungsinventar gehört die Stubenuhr nur bei der Oberschicht.

Wer eine Uhr sah, dachte in einer stark kirchlich geprägten Welt auch an seine Lebensuhr. Die Lebenserwartung lag durchschnittlich bei etwa 60 Jahren für Frauen bzw. 55 Jahren für Männer. Natürlich verbergen sich hinter diesen Mittelwerten große Streuungen und Abweichungen. Das durchschnittliche Heiratsalter lag bei 25 Jahren, und das bedeutete, daß die jugendliche Ledigenphase erst zu Ende ging, wenn man fast die Hälfte, mindestens aber $\frac{2}{5}$ des Lebens hinter sich hatte.⁸ Und dieses Leben spielte sich in einer Welt ab, in der für die kleinen Leute die Mobilität nicht mehr Sozialchance war, in der, um mit Annette von Droste-Hülshoff zu reden, schon eine Reise in die Hauptstadt einen Bauernsohn zum Ulysses machte, in einer Welt also, in der Wohnen zum Lebensschicksal wurde.

2. Die Wohnverhältnisse

Wohnen und Arbeiten waren im 18. Jahrhundert noch als Einheit dem Haus zugeordnet.⁹ Was jedoch in den diskursfreudigen 1970er Jahren als Inbegriff der „nicht entfremdeten Arbeit“ verklärt wurde, erweist sich bei näherem Hinsehen in seiner sozialen Problematik. Wir übergehen die seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert eine eigene, Vorstufe von Wirtschafts- und Betriebswissenschaft bildende „Hausväterliteratur“. Deren Ökonomie weist nicht nur in die Zukunft, sondern auch in die Vergangenheit. Sie ist letztlich Weltentwurf aus jenem spätscholastischen Geist, der um 1600 seine

⁸ Arthur E. Imhof, Unsere Lebensuhr - Phasenverschiebungen im Verlauf der Neuzeit, in: Peter Burscheid - Hans J. Teuteberg (Hgg.), Ehe, Liebe, Tod. Münster 1983, 170ff.

⁹ Richard VON DÜLMEN, Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit. Bd. 1: Das Haus und seine Menschen 16.-18. Jahrhundert. 1990, 12ff.; Hans-Jürgen TEUTEBERG, Beobachtungen zu einer Geschichte des Wohnens, in: DERS.

von Spanien ausgehende Wiederauferstehung feierte. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheint diese Literatur als hoffnungslos veraltet. Und das zu Recht. Diese Literatur taugt nicht zur Grundlegung einer „alteuropäischen Ökonomie“, wie sie im Gefolge der Abendland-Ideologie der 1950er Jahre gefeiert und dann in diesem Fall erstaunlich unreflektiert in der Mythe von der „nicht entfremdeten Arbeit“ konserviert wurde. Aber schauen wir endlich genauer auf die Realität: In den Städten lagen in den Kellerräumen der Handwerkerhäuser die Arbeitsstätten, ungesund und muffig, das Haus mit Kontor und Lagerräumen ist Mittelpunkt der kaufmännischen Firma. Auf dem Lande bildeten vor allem bei den kleineren Bauern Stall und Hof eine bauliche Einheit: das Wohnstallhaus. Die Arbeitenden, ob Dienstmägde, Handwerksgesellen, Bauernknechte, schliefen zu mehreren in einer Kammer, oft in abgeteilten Verschlügen unter dem Dach, zumindest unter Bedingungen, die keine Individualisierung des privaten Wohnens, ja noch nicht einmal Intimität gestatteten.

Der enge Zusammenhang von Wohnen und Arbeiten und sodann die Raumaufteilung im Hause verwehrte Privatsphäre. Ein eigenes Schlafzimmer war nur den Hauswirten vorbehalten (deren Kinder dem Gesinde gleichgestellt waren). Das seit der Renaissance gehobenen Wohnkomfort repräsentierende Himmelbett, das nur den Hauseltern zustand, kommt im Verlaufe des 18. Jahrhunderts aus der Mode, als das Schlafzimmer als neuer intimer Raum (wo vielfach auch der Hausaltar stand) entwickelt wurde; denn das Himmelbett schützte nicht nur vor Ungeziefer, das von der Decke herabfiel, es schuf innerhalb des Hauses überhaupt erst einen vor der „Hausöffentlichkeit“ geschützten intimen Raum für die Hauseltern. Intimer Raum: Der Abort ist es noch nicht, er steht erkennbar noch in der Tradition des mittelalterlichen „Sprachhauses“. Er ist selbst in der Stadt nicht in das Bürgerhaus integriert, sondern als „Herzhäuschen“ disloziert, oder aber als erkerähnlicher Anbau am Haus als absonderter Raum erkennbar.

Das Bauen in Stadt und Land unterlag, was Traufhöhen, was Straßenlage und Gestaltung des Hinterhofes anging, dem normierenden Recht der Nachbarschaft. Ein individualisiertes Bauen beschränkte sich, wo es überhaupt angestrebt wurde, auf die Fassadengestaltung. Diese aber war durch Geschoßhöhen und Fensterstruktur weitgehend festgelegt. In diesem engen Rahmen entwickelten sich regionale und lokale Baustile, deren funktionale Hintergründe oft verkannt werden. Zum Beispiel

(Hg.), Homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit. 1985, 1ff.

wird in einer Stadt, in der das Braurecht den einzelnen Bürgern zusteht, das Haustor überdimensional groß sein, um die städtische Braupfanne hineintransportieren zu können.

Der wichtigste Mann beim Hausbau war der Zimmermann (ein Architektenstand sollte sich erst langsam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickeln); denn das Holz bildete das gestaltende Baumaterial und trug die gesamte Statik. Der Maurer - bezeichnenderweise kein zünftischer Beruf - war nur für das Aufführen des Kellergeschosses und - mehr in den Städten als in den Dörfern - für das Ausmauern der einzelnen "Gefache" im Fachwerkhaus zuständig.

Wo Holz das wichtigste Baumaterial war, war die Feuersgefahr groß, zumal sich nur in der Stadt, nicht aber auf dem Land die Bedachung mit Stein-, zumindest aber Holzschindeln anstelle der alten Strohdächer durchgesetzt hatte. Als im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts die Feuerversicherungen aufkamen und ziemlich rasch von der Bevölkerung angenommen wurden, konnte den Menschen eine existentielle Sorge genommen werden; denn die Feuersgefahr bedrohte den einzigen, zumindest den wichtigsten Vermögensteil eines Bürgers oder Bauern.

Die in unübersehbarer Vielfalt trotz aller nachbarschaftsrechtlicher Normierungen überlieferten Hausformen, die unterschiedlichen Bauweisen auch von Reich und Arm lassen sich wenigstens ungefähr klassifizieren, wenn man von dem zentralen Element des Wohnens, der Feuerstelle ausgeht. In den Häusern der Armen auf dem Lande, Ständerblockbauten einfachster Art ohne Keller mit ebenerdigen Eingängen, gab es selbst um 1800 noch keine Unterscheidung von Herd und Ofen. Die offene Feuerstelle, die Hausmitte markierend, deren Rauch das Strohdach beizte, war Kochgelegenheit ebenso wie Wärmequelle. In den Häusern der Wohlhabenderen, von der schmalen Mittelschicht aufwärts, hatte sich zwar die Trennung von Herd und Ofen durchgesetzt, aber es war meist nur ein Raum, die Stube, der beheizbar war. Kamine waren in Stadt und Land seltener als man annimmt; der Kaminfeger übte ein Wandergewerbe aus, weil er als seßhafter Mann zuwenig Kunden gehabt hätte.

Beheizte Stube: Im 17. Jahrhundert hatte sich die Entstehung des bürgerlichen Wohnzimmers bereits angebahnt. Nunmehr wird der Schrank zum wichtigsten Möbelstück, wohingegen die Bedeutung der Truhe in den Wohnungen der gehobenen Schichten abnimmt. Die Kommode beginnt als neues Mö-

belstück ihre Karriere. Mit dem eigenen Wohnzimmer, dem großen Zimmer kommt mit dem frühen 18. Jahrhundert auch das Cannapé in Mode, wie überhaupt die Vermehrung von Sitzmöbeln die neue Wohnstruktur charakterisiert. Die in früheren Zeiten nur selten in den Hausinventaren verzeichneten Stühle (man saß auf Bänken) werden jetzt auch in ihrem Stil entscheidend verändert. Aus den steifen Pfostenstühlen, die ein unbequemes, aber repräsentatives Sitzen verlangten, werden jetzt bewegliche Möbel, auf denen man „sans gêne“ sitzen kann. (Damit wird auch die frühere soziale Symmetrie des Gemeinschaftsraumes aufgelöst, in der ein herausgehobener Sitzplatz dem Hausvater in einem Herrenwinkel oder an der Stirnseite des Raumes vorbehalten war.)

Die Repräsentationsräume des Bürgertums wurden mit Tapeten ausgeschlagen. Nur der Hochadel konnte sich noch die Samtbespannung leisten. Bedruckte Leinwand mit pastosen Farben verkleidete das Mauerwerk. Die Holzvertäfelung war allenfalls der Decke vorbehalten. Schon beim Eintritt merkte der Gast, ob er bei wirklich vornehmen Leuten zu Besuch war; dann nämlich, wenn das Licht durch hohe Sprossenfenster, die von seitlich gerafften schweren Woll- oder Seidenvorhängen gerahmt wurden, fiel. (Die Masse der Bevölkerung lebte in niedrigen Zimmern, mit einer Raumhöhe von bestenfalls zwei Metern.) Blickfang aber wird der Spiegel mit seinem aufwendig geschnitzten Rahmen. Dies ist das Wohnelement, das am schnellsten in die unteren Schichten vordringt. Einfache Spiegel im Wert von einem Gulden finden sich Ende des Jahrhunderts auch bei Kleinbauern. Nur in den Häusern der führenden Gesellschaftsschicht hingegen konnte die Technik des Schloßbaus übernommen werden, wo die repräsentativ ausgestalteten Öfen als sogenannte „Hinterlader“ außerhalb des Wohnbereichs beheizt wurden, damit der unvermeidliche Ruß und Dreck - Holz bildete das wichtigste Heizmaterial - sich nicht als feiner Staub auf die Möbel legen konnte. Hier entstand, in Verkleinerung der höfischen Repräsentationssäle, über das Boudoir der Salon.

Es mag scheinen, als wäre der Salon, der um 1800 schon in breiteren bürgerlichen Schichten zum Wohnen gehörte, nur die urbane Ausformung der bäuerlichen Stube als Speise- und Gemeinschaftsraum mit einer Möblierung, die den Platz des Hausherrn betont. Jedoch der Salon war ganz anders als die bäuerliche Stube nicht auf die Hausgemeinschaft berechnet, sondern auf die Gäste. Der zentrale und orientierende Begriff der meisten aufklärerischen Schriften, die Unterrichtung des "Publikums", konkretisierte sich im Salon der Oberschicht.

Die Möblierung der Häuser ist bei allen Unterschieden funktional. Ästhetische Gesichtspunkte kamen außerhalb des Salons erst in zweiter Linie in Betracht. Möbel waren Kostbarkeiten, die in der Masse der Bevölkerung keinem Modewandel unterlagen, sondern nach Möglichkeit vererbt wurden. Hier hatte sich noch nicht der Kleiderschrank durchgesetzt, weil die Menschen sowieso wenig mehr an Kleidung besaßen als das, was sie am Leibe trugen. Die Wäschetruhe reichte aus. Immerhin begannen auch die bäuerlichen Höfe sich mit Möbeln zu füllen; als neues Landhandwerk kommt das des Dorfschreiners auf. Zumindest Schemel als bewegliche Sitzmöbel gab es in den Bauernhäusern. Man brauchte sie, um am Herdfeuer, im Winter die einzige Wärmequelle, hocken zu können. Die Hierarchie des Sitzens blieb in der bäuerlichen Welt noch erhalten. Den schlechtesten Platz, welcher der Haus- oder der Dielentür zugewandt war, hatte immer das schwächste Glied der Gemeinschaft, der jüngste Knecht, das jüngste Kind.

So unterschiedlich die Wohnverhältnisse von Arm und Reich waren, so wurden sie doch von den gleichen Insektenplagen heimgesucht. Wie in den Jahrhunderten zuvor sind die Flöhe, die „Nachtfreunde“, die treuesten Begleiter der Menschen. In der Oberschicht wehrte man sich mit teilweise aus Elfenbein gearbeiteten Flohfallen; die Damen trugen in der Hand oder unter der Kleidung „Flohpelzchen“ aus Marder- oder Iltisfell, welche die Tiere anlocken und vom menschlichen Körper fernhalten sollten. Insektenplage: Das hängt mit den Wohnzuständen ebenso wie mit den hygienischen Verhältnissen zusammen. Das hängt aber auch damit zusammen, daß es noch keine öffentlich garantierte Sauberkeit gibt. Zwar watete man in der Stadt während einer Regenperiode nicht mehr knöcheltief im Schlamm, aber Dreck gehört zur Stadt und zum Land. In größeren Städten mit ihrer dichten Bebauung erwies sich in dieser Hinsicht Urbanität im Gegensatz zum Land allein darin: Offene Rinnen nahmen in den Straßen die Abwässer der Häuser auf.

3. Bekleidung und Körperpflege

Nach dem Verfall der spätmittelalterlichen Badekultur - wo die saunaähnlichen Badestuben in den Alpenregionen die Zeiten überdauerten, riefen sie nunmehr das Entsetzen wohlmeinender Aufklärer hervor - war es nicht nur Modediktat, sondern eine pure Notwendigkeit, daß die Damen mit Schönheitspflästerchen, „Schönheitspflegen“, Pusteln und Pickel auf der Haut überdeckten. Das Säubern

des ganzen Körpers war ungewöhnlich. Der berühmte Arzt Hufeland schrieb 1790 eine „Nöthige Erinnerung an die Bäder und ihre Wiedereinführung in Teutschland“. Die Waschschüsseln zum Reinigen von Gesicht und Händen sind oft erstaunlich klein, zumeist nicht größer als Eßschüsseln. Das liegt daran, daß Alkohol, und hier besonders der Wein, zur Hautreinigung benutzt werden. Immerhin: In kurzer Zeit erlebte zwischen 1745 und 1749 das Werk von Johann Siegemund Hahn drei Auflagen: „Unterricht von Krafft und Würckung des frischen Wassers“. Hierin klärt Hahn seine Zeitgenossen darüber auf, daß das Wasser „ungemein gute Dienste tue und zwar besonders zur äußeren Reinlichkeit der Haut“. Das Wasser scheint sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts allgemein als Reinigungsmittel durchgesetzt zu haben - die armen Leute konnten sich Alkohol zur Körperreinigung sowieso nicht leisten -, aber die Seife war keineswegs im alltäglichen Gebrauch; und selbst unter „honetten Leuten“ ging es mehr um den Duft, um Parfumes als um die Seife.¹⁰

Wo es nur einen beheizbaren Raum in einem Hause gab, war das Bedürfnis nach wärmender Kleidung groß. Das darf hinter allen Modewandlungen in der Zeit zwischen 1680 und 1800 nicht übersehen werden. Die Wandlungen des Modestils betrafen die Außenseite der Kleidung: Bei den Frauen der Oberschicht ist das Décolleté betont, das um 1760 seine geometrische Winkelung durch starre Korsettage auf die Busenmitte hin verliert, um dann mit der Bevorzugung fließender Seidenstoffe beide Brüste hervorzuheben. Es gibt dabei, da die Oberschicht modisch tonangebend ist, eine verborgene Dramatik des Seidentuches, das in den unteren Schichten in formaler Nachahmung des freien Décolletés doch die Keuschheitszwänge akzeptiert und um den Hals geschlungen wird. Die Tracht als Öffentlichkeitskleidung bevorzugte die hochgeschlossenen Halskrausen. Von der Taille abwärts aber blieb die Kleidung lang, gebauscht und körperfern, lediglich im Faltenwurf modische Varianten ermöglichend. Bei der Männerkleidung setzt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Trend zur größeren Dezenz, zur Zurückhaltung bei den bis dahin dominierenden Prunkelementen durch, die nur noch im Zierrat der Borten und der Knöpfe gestattet bleiben. Hosen und Strümpfe aber betonen im Gegensatz zur Frauenkleidung den Körper. Die Beine, die Unterschenkel in eng anliegenden Strümpfen, sind Signal der Körperlichkeit. Bezeichnenderweise für die internalisierte Sexualmoral wird die Brust schmuckvoll verhüllt, der sexuell uninteressanteste Teil des Mannes in seiner Körperlichkeit betont.

¹⁰ Gisela REINEKING VON BOCK (Bearb.) Bäder, Duft und Seife. Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln 1976.

Modewandlungen erforderten eine Ausweitung der Textilproduktion. (Ganz abgesehen davon, daß im 18. Jahrhundert der Altkleiderhandel, zumeist als Wandergewerbe ausgeübt, einen neuen Berufszweig bildet.) Die Ausweitung der Textilherstellung, von der Garnproduktion angefangen über die spezialisierte, manufakturmäßig organisierte Bortenwirkerei bis hin zur Heimarbeit des Strümpfstrickens während des 18. Jahrhunderts ist nur verständlich durch die Ausweitung der Konsumtion, die durch das Modediktat nötig wurde.

Mode ist Angelegenheit der Oberschicht. Bei den Mittelschichten setzt sich erst allmählich eine Trennung von Arbeits- und Normalbekleidung durch, während man bis dahin hier nur den Unterschied zwischen Alltags- und Festtagskleidung kannte. Wie bei den Speisegewohnheiten ebenfalls zu beobachten sein wird, wirkte die Kleidermode der Oberschicht, natürlich begrenzt durch ökonomische Zwänge, bei den unteren Schichten stilbildend. Die sogenannten bäuerlichen Trachten stellen nichts weiter dar, als die Konservierung eines Zustandes, der etwa um 1780 erreicht worden war. Nicht aus bäuerlichen Bedürfnissen sind diese Trachten entstanden. Die eindrucksvolle Festtagskleidung, die bäuerliche Tracht am Tegernsee, hat im Grunde der Hofschneider in Madrid entworfen; herrschte doch am Münchener Hof das spanische Hofzeremoniell. Die Konservierung der jeweils zeitspezifischen Kleidermode erfolgte zunächst deswegen, weil im bäuerlichen Bereich noch am längsten der Brauch erhalten blieb, Kleider zu vererben.¹¹

Trachten entstehen also durch die Kreuzung von Tradition und Mode. Moderesistente Tradition befahl schon allein aus wirtschaftlichen Gründen das kostbare Sonntagskleid zu bewahren und zu vererben. Repräsentationsbedürfnis zwang im Gegensatz dazu auch auf dem Land dem neuen Prinzip der Mode zu gehorchen, die jetzt in immer kürzeren Abständen, und keineswegs nur auf die Hofgesellschaft beschränkt, einen Kleiderwechsel erfordert. Und letzteres können die ärmeren Schichten nur bedingt nachvollziehen. So entstand die „Tracht“ als Übernahme - zumeist bereits abgelegter - Moden der Oberschicht in einem durchaus konservierenden Sinne: Die einmal übernommene Kleider- und Schuhmode wurde in Tradition verwandelt bewahrt.

¹¹ Helmut OTTENJANN (Hg.), *Mode, Tracht, regionale Identität. Historische Kleidungsforschung heute. Referate des internationalen Symposions im Museumsdorf Cloppenburg*. Cloppenburg 1985.

Bei allen Wandlungen des Kleidungsstils und bei allen regionalen Besonderheiten der Arbeitskleidung ist doch ein Kleidungsstück in Nord und Süd, bei unteren und bei Mittelschichten überwiegend getragen worden: die Lederhose, die Jeans des 18. Jahrhunderts, die, gefärbten Strümpfen Platz lassend, unter dem Knie zusammengebunden wurde.

Von Kopf bis Fuß versuchten die unteren Schichten die Kleidung der tonangebenden besseren Gesellschaft nachzuahmen. Natürlich waren die Schnallen auf den Schuhen nicht so kostbar, natürlich war die Perücke nicht in genauer Paßform und so kunstvoll hergestellt, wie es den Erfordernissen der Salons entsprach, aber wer es sich nur eben leisten konnte, bemühte sich, wenigstens am Sonntag, eine Perücke zu tragen.

Schuhschnallen und Perücken zeigen, wenn sie von unteren Schichten getragen werden, eine Entwicklung zur unfunktionalen Kleidung. Die körperliche Arbeit wurde, obwohl nach alter Tradition von den Sittenpredigern und in zeitgemäßer Gestalt auch von aufgeklärten Publizisten immer wieder gerühmt, keineswegs höher geachtet als in früheren Jahrhunderten; sonst hätte für die arbeitende Bevölkerung nicht die Notwendigkeit bestanden, nach außen hin über den eigenen sozialen Status hinwegzutäuschen. Was man am Mittagstisch nicht verbergen konnte, sollte wenigstens auf der Straße, nach außen hin, nicht sichtbar werden, nämlich daß die Notwendigkeit, seine Nahrung durch körperliche Arbeit zu erwerben, genau das bedeutete, was die deutsche Redensart besagte: "Von der Hand in den Mund leben".

4. Essen und Trinken

Die Küche der kleinen Leute blieb im 18. Jahrhundert, was sie immer gewesen war: einfallslos und fleischarm. Ökonomische Zwänge wirkten sich am Herd aus. Getreide bildete den Hauptbestandteil der festen Nahrung. Obwohl das Fleisch verhältnismäßig preiswert im Vergleich zum Getreide war, bedeutete der geringe Preisunterschied für arme Leute eine unübersteigbare finanzielle Hürde. (Ein zweijähriges Schwein hatte lediglich ein Gewicht von etwa 40 Kilogramm.) Ein Festessen war es bereits, wenn die Hirse (die um 1700 in fruchtbaren Gebieten weit verbreitet war) den Hauptbestandteil des Breies ausmachte. Ansonsten war Haferbrei oder, nachdem sich um 1700 der Buch-

weizen als widerstandsfähige Frucht auf kargen Böden bewährt hatte, Buchweizengrütze das Normale. Das Brot, zumeist mit allen möglichen streckenden Zusätzen, etwa Kastanienmehl, gebacken, diente vielfach als Löffelersatz.¹²

Der kleine Mann aß, was in der Umgebung angebaut wurde. In Viehzuchtgebieten bildeten Milch und Milchsuppen die Grundlage der Nahrung. (Die vergleichsweise kleinen Kühe, die auf den mageren Wiesen meist nur schlecht ernährt werden konnten, erbrachten nur eine durchschnittliche Milchleistung von 750 Litern, die zudem im Winter spürbar geringer wurde. Die Käserei ist ein typisches Sommergewerbe.) In armen Gegenden dominierten die Mehlspeisen. Südfrüchte, die von Hausierern verhökert wurden, konnten sich nur die reicheren Hofbesitzer leisten. Wo Obst auf den Tisch kam, handelte es sich zumeist um Dörrobst. Die Eintönigkeit des Speisezettels wurde nur zweimal im Jahr unterbrochen, zur Kirchweih, dem dörflichen Hauptfest, und zu Weihnachten. Für die Masse der Bevölkerung galt: Sie lebte ständig am Rande der Unterernährung. Die notwendige Kalorienzufuhr war selbst in normalen Zeiten nicht gewährleistet. In Teuerungs- und Hungerzeiten stieg die Sterblichkeitsrate steil an.

So schwierig es ist, Bürgertum zu definieren, so dürfte doch „Mittelschicht“ als Basis von „Bürgertum“ damit zu umschreiben sein, daß die ihr zugehörigen Menschen ausreichend zu essen hatten. Nach unten grenzt sich diese Schicht dadurch ab, daß die Frage der Nahrung nicht zur Hauptfrage eines jeden Tages wird, nach oben durch die Schlichtheit der Speisen. Die Stadt sorgte für die Verfeinerung des Speisezettels. Die Kultur folgt dem Handel.¹³ In Nordwestdeutschland ist um 1700 bereits der Einfluß der englischen Küche erkennbar. In jener Zeit jedoch werden selbst hier wie allenthalben französische Rezepte als vorbildlich angesehen: Kotelett und Ragout werden als repräsentative Speisen auch dem gehobenen Bürgertum bekannt. Zusammenhang von Eß- und Wohnkultur. Wir erinnern daran: Nach französischem Vorbild kommt bei der Oberschicht auch ein eigenes Eßzimmer in Mode. Und das Eßzimmer verändert nicht nur als exklusiver Raum - nicht mehr das Gesinde, sondern die Gäste setzen sich an die Tafel - die Stellung des Hausvaters, sondern auch die Speise, die er auftragen läßt. Was einst zentraler Bestandteil höfischer Repräsentation war, wird

¹² Ernst SCHUBERT, *Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts*. Neustadt/Aisch²1990.

¹³ Günter WIEGELMANN, *Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung*. Marburg 1967.

jetzt selbst für die Mittelschicht verbindlich. Die Erfolgsgeschichte des Salats, der Bedeutungswandel von Gemüse belegen die Entwicklung. Um 1750 gelangen selbst bei der Mittelschicht Salate zur entsprechenden Saison auf den Tisch, jetzt veränderte der Ausdruck „Gemüse“ seinen Inhalt. Was einst die Sammelbezeichnung für alles Zusammengekochte war, bezeichnet nunmehr die Beilage, zumeist Ackerbohnen (den heutigen Pferdebohnen: *vicia faba*) und Erbsen.

Der Hof schließlich sorgte mit seinem Repräsentationsbedürfnis dafür, daß sich kultureller Austausch auch in der Küche bemerkbar machte. Die Zeit der großen Schau-Essen der Spätrenaissance war vorüber. Gewürze überdeckten nicht mehr den Eigengeschmack der Speisen. Die manieristische Kochkunst hatte sich um 1700 an den deutschen Höfen überlebt (Wachteln durften wieder wie Wachteln schmecken), aber der Bedarf nach Abwechslung und zugleich das informelle System des Hofes innerhalb eines überregionalen kulturellen und sozialen Zusammenspiels ließen auch neue, fremde Speisen auf die fürstlichen Tafeln gelangen. Durch Nachahmung der Hofgesellschaft in den Häusern der Beamten wurden die Residenzstädte Vermittler neuer Rezepte. Wenn auch das Wiener Schnitzel noch nicht seinen Siegeszug angetreten hatte, so wurde doch die Kaiserresidenz die entscheidende Vermittlerin, von der aus sich nach Süddeutschland die italienische Küche mit ihren Teigwaren verbreiten konnte. Eine vergleichbare Rolle spielte für Mitteldeutschland der Dresdner Hof, während in Norddeutschland die großen Hansestädte einflußreich wurden. (Einfluß des Hofes: Mit der Verfeinerung der Speisen wird auch der Kodex der Tischsitten ausgeweitet.)

Viel stärker als bei der festen Nahrung hatten sich für den kleinen Mann die Trinkgewohnheiten verändert, wenn man davon absieht, daß das Wasser nach wie vor die Grundlage bildete. Um 1700 war die Weinbaugrenze entscheidend zurückgenommen worden, und selbst in den klassischen Weinbaugebieten mit ihrer besonderen Klimagunst sollten sich die Mißernten der 1790er Jahre landschaftsverändernd auswirken. Bier hatte als Massengetränk weitgehend den Wein verdrängt, wobei schwachprozentige Weißbiere den Markt beherrschten. Fast schon topisch ist die Klage in den Reiseberichten vornehmer Leute über das miserable Bier, das in ländlichen Herbergen ausgeschenkt wurde.

Für die Mehrheit der Bevölkerung auf dem Lande, für die ein eigener Küchenraum ein Luxus war, lieferte die Natur noch vielfach Speisen, die uns fremdartig anmuten. In den Alpenregionen z.B. wurden noch Murmeltiere verzehrt. In den Armutregionen der deutschen Mittelgebirge nutzte man den Tierreichtum der Wälder als Nahrungsreserve; sogar Dohlen werden gegessen. (Das schmackhafte Wild, ja selbst Hasen konnte man nur unter großen Gefahren wildern. Die Jagd stand dem Herren zu.) Singvögel, besonders Lerchen galten als Delikatesse, wurden jedoch nicht von den armen Leuten gegessen, sondern von ihnen auf den städtischen Märkten als Leckerbissen verhökert.

Die Reduktion der Weinbaugebiete um 1800 hatte bedeutsame Folgen (die nicht vergessen lassen sollten, daß dieser Vorgang die proletarische Niederschicht der „Häcker“, der kleinen Weingartenbesitzer und -arbeiter in ihrer Existenz getroffen hatte). Jetzt erst setzten sich die Sortenweine mit ihren differenzierteren Lagebezeichnungen durch, während man bis dahin, von wenigen Spitzenlagen, von denen die Kenner natürlich stets gewußt hatten, abgesehen, die Weine verschiedenster Lagen bedenkenlos gemischt hatte. Ja in den einzelnen Weingärten selbst standen Reben unterschiedlicher Sorten nebeneinander. Zugleich setzte sich auf den aufgelassenen Terrassenhängen unrentabel gewordener Weingärten der Obstbau durch. Die Kirsche zum Beispiel war im 18. Jahrhundert noch eine sehr rare Frucht gewesen. Überhaupt hatte dieses Jahrhundert für die Kultivierung des Obstbaues nicht allzu viel getan.

Über die Küche der feinen Leute war ein neues Getränk seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in weitere Bevölkerungskreise gedrungen: der Kaffee. Sein Weg zeigt beispielhaft, welche verschiedene Faktoren auf die Gestaltung der Nahrungsgewohnheiten einwirken können. Maritimer Handel, konkret der Einfluß englischer Kaufleute, läßt 1679 das erste Kaffeehaus in Hamburg entstehen. Die Wende in den Türkenkriegen schafft in Oberdeutschland die mentalen Voraussetzungen für die Übernahme von Kulturelementen des alten „Erbfeindes christlichen Glaubens“. 1683 bereits ist in Wien ein Kaffeehaus bezeugt, und 1686 auch in Nürnberg und Regensburg. Getaufte Türken sind die ersten Betreiber dieses ganz neuen Typs von Gaststätte, der sich schnell durchsetzt. In Augsburg gab es acht Kaffeehäuser, vier protestantische und vier katholische.

Nur Wohlhabende konnten sich zunächst den sehr teuren Kaffee leisten. Um 1750 erst verbreitert sich mit der Verbilligung des Produkts durch eingeschlifene Handelswege die Konsumentenschicht. (Bezeichnenderweise setzen jetzt die - wirkungslosen - Kaffeeverbote ein.) Auch auf das Land drang das neue Genußmittel vor. Hausierer mit Kaffeemühlen konnten ihre Produkte auf den Dörfern absetzen. Gewiß war es nur ein schwaches Getränk, das sich der kleine Mann leisten konnte (gestreckt durch Surrogate: Kastanien, Roggen, Weizen), aber es sorgte doch - und das erklärt seine schnelle Verbreitung - für einen wärmenden Trank. Die teure Schokolade der feinen Leute konnte sich freilich kaum jemand leisten, und das dritte der neuen Getränke, den Tee, verteuerten im Inneren Deutschlands die Binnenzölle so sehr, daß sein Verbreitungsgebiet bei den kleinen Leuten auf den norddeutschen Raum beschränkt blieb.

Kaffee, Tee und Schokolade erforderten neue Trinkgeschirre. Die hergebrachten Zinn-, Ton- und vor allem Holzbecher waren für die neuen Getränke nicht geeignet. Der Siegeszug des Porzellans hängt mit der Veränderung der Trinkgewohnheiten zusammen. Die 1710 begründete Porzellanmanufaktur in Meißen hatte schon bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Nachfolger, zumeist staatliche Regiebetriebe, gefunden. Der wichtigste Mann bei diesen Gründungen und ebenso bei den ihnen zur Seite zu stellenden Fayence-Manufakturen war der sogenannte „Arkanist“, der die speziellen Rezepte bereitete. Porzellane und Fayencen ließen die Tasse als neues Trinkgefäß entstehen. Deren Urform, das henkellose „Koppchen“ oder „Köpfgen“, blieb die einfachste Form des Gebrauchsporzellans bis zum Ende des Jahrhunderts. Die feineren Leute benutzten auch Unterschalen, die ebenfalls als Trinkgefäße dienten, und sich erst später zur Untertasse weiterentwickelten. In den Salons wurden Kaffee- und Teetassen zum Service zusammengestellt, das ein eigenes Gestaltungsdesign zu entwickeln begann. Bei der Bemalung des Porzellans wurden Blumendekors bevorzugt, danach auch Vogelmalerei und in der Rezeption antiker Bukolik (nicht als soziale Erinnerung) bäuerliche Genreszenen. Von solchem Luxus konnten die kleinen Leute nur träumen. Wenn sie es sich leisten konnten, kauften sie sich die neuen Trinkgefäße von einem wandernden Porzellan-Hausierer; es handelte sich dabei aber um sehr grobe, teilweise auch verfälschte Ware. Bezeichnenderweise stand der Porzellan-Hausierer auf der untersten Stufe in der Hierarchie der Wanderhändler.

Ein Volksgetränk war im 18. Jahrhundert auch der zuvor nur in der Stadt bekannte Branntwein geworden, den man sich als einen billigen Fusel, als einen Getreideschnaps vorzustellen hat. Nach Mißernten wird von den Landesherrschaften fast immer das Schnapsbrennen verboten. Das kärglich geerntete Korn sollte nur der festen Nahrung vorbehalten bleiben. Das Branntweintrinken wurde immer wieder von Pfarrern und Volksaufklärern angegriffen, ohne daß bedacht wurde, daß die kleinen Leute sich, wenn sie schon morgens Schnaps tranken, nur die nötige Kalorienzufuhr für ihre schwere Arbeit holten. Alkoholismus war kein Massenproblem.

Trotz aller Innovationen und Modifikationen blieb die Nahrung traditionsgebunden; das änderte sich - eine wirkliche Revolution - durch die Einführung der Kartoffel. Daß diese neue Frucht um 1800 den Speiseplan der Masse der Bevölkerung beherrschte, verdankt sie der puren Not, der Hungerkatastrophe, die in den Jahren 1770, 1771/72 kulminierte. Bis dahin war fast allenthalben die Kartoffel nur als Sonderkultur, geeignet als Schweinefutter, angebaut worden. Als menschliche Nahrung hatte sie sich noch nicht durchsetzen können, da sie eine so radikale Veränderung im Körperhaushalt bewirkte, daß selbst die gewiß nicht verwöhnten armen Bauern in der Rhön über wochenlange Übelkeit klagten. Die Not der Hungerjahre aber setzte die Veränderung des Speiseplans durch. Es hatte sich erwiesen, daß die Kartoffel gegen Frühjahrsfröste und nasse Sommer, die das Getreide verderben ließen, resistenter war als andere Kulturpflanzen. Aus der Sonderkultur wurde jetzt eine beherrschende Feldfrucht. Und auch das fehlte nicht: Kartoffelschnaps wurde gebrannt.

5. Der sich wandelnde Umgang von Menschen, die Veränderungen im Umgang mit der Schrift

Das einzig erfolgreiche Buch, das der vielschreibende Adolph Freiherr von Knigge verfassen konnte, trug den Titel „Über den Umgang mit Menschen“. Das Werk, keineswegs eine Sammlung von Anstandsregeln, reflektierte eher philosophisch die Arten, wie Menschen einander begegnen. An einem solchen Werk bestand großes Interesse, weil die starren Zwänge, die den zwischenmenschlichen Verkehr regelten, im Laufe des 18. Jahrhunderts immer stärker aufgeweicht wurden. Es blieb allerdings die Titelsucht, nur ein einfacher Mensch durfte mit seinem Namen angeredet werden, ansonsten galt nur die Anrede mit dem Titel als schicklich, wobei die Frauen mit dem Titel ihrer Männer angeredet wurden. Der äußere Wandel der Umgangsformen, die Tendenz zur zwangloseren Geselligkeit

schuf, was den Erfolg von Knigges Werk erklärt, Irritationen. Die Spannung zwischen Gesittung und Etikette wird eine Alltagsdissonanz, die der junge Goethe nicht nur im Werther, sondern auch in manchem Gedicht als Nebenmotiv instrumentalisiert.

In der Geschichte des Tanzes spiegelt sich das Nebeneinander verschiedener Umgangsstile wieder. Um 1770 rivalisieren miteinander der barocke Suitentanz (z.B. das Menuett), der neuere Kontratanz (Cotillon, Anglaise) und die Anfänge des ungebundenen Paartanzes, von denen der Walzer der bekannteste werden sollte. Der Suitentanz war mit seinem geometrischen Muster, mit seinen Reverenzen gegenüber den Anwesenden, vor allem gegenüber den Ranghöchsten im Saal noch Ausdruck alter, hierarchisierender und systematisierender Etikette. Die aus England stammenden Kontratänze (Countrydances) entwickelten einen viel größeren Reichtum an Figuren, lösten die Symmetrie auf und setzten an die Stelle der Reverenz die gemeinschaftsbildende Wirkung. Der aufkommende Paartanz löste vollends die Formationen auf; jedes Paar tanzte unabhängig für sich. Daß um 1770 die „Allemande“ zum beliebtesten Tanz in Paris wurde, zeigt den im Tanz ausgedrückten Trend zu einer neuen ungebundeneren Geselligkeit.¹⁴ Im Don Giovanni hatte Mozart das Nebeneinander der Tanzstile zugleich in seiner sozialen Brechung dargestellt. Die hohen Herrschaften Don Ottavio und Donna Anna zelebrieren ein Menuett, mit Cerline tanzt Don Giovanni den bürgerlichen Kontratanz, Masetto und Leporello bewegen sich im Dreivierteltakt zum typischen Rhythmus der „Schleifermelodie“.¹⁵

An der Geschichte des Tanzes deutete sich der Mentalitätswandel an, der Gesittung als Ausdruck von Gesinnung definieren wird. Dahinter steht auch ein bisher nicht erkannter verfassungsgeschichtlicher Wandel. Der Regentenstil wird schlichter, das höfische Zeremoniell bleibt formal erhalten, wird aber auf bestimmte Anlässe eingeschränkt. Die Zeit der martialischen Reiterstandbilder von Fürsten ist für das erste vorbei. Selbst auf den Münzbildern erscheint ausgangs des 18. Jahrhunderts der Fürst nicht mehr mit seinen Herrschaftsattributen, sondern als Privatmann.

Der Wandel von der Etikette zur Gesittung ist ein vor allem sozialgeschichtlich bedeutsamer Vorgang

¹⁴ Volker SAFTIEN, Von der höfischen Tanzkultur zum Tanzgeschmack des Biedermeier - der Umbruch sozioökonomischer Werke, in: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Bd. 2. Aufsätze. Stuttgart 1987, 599ff.

¹⁵ Paul NETTL, Mozart und der Tanz. Zur Geschichte des Balletts und Gesellschaftstanzes. Zürich-Stuttgart 1960, 50.

sowohl was den Umgang in der gleichen Gesellschaftsschicht, als auch was den Umgang zwischen den Ständen angeht. Aus dem verachteten Bauern wird jetzt der „Landmann“, der Assoziationen an Einfachheit und Schlichtheit als dem neuen mentalitätsprägenden Faktor nahelegt. Bauern zu schlagen, was um 1700 sich ein Amtmann noch leisten konnte, gilt jetzt als schweres Versagen. Wenn 1806 im preußischen Militär die Prügelstrafe abgeschafft wird, so ist diese Freiheit der Rücken „für den kleinen Mann“ schon in der Generation zuvor durchgesetzt worden. Gebiete, wo, wie teilweise in ostelbischen Landen, der Grundherr seine Bauern prügelte, galten als rückständig.

Daß ausgangs des 18. Jahrhunderts der kleine Mann von der Oberschicht ernster genommen wurde als zuvor, betrifft auch einen epochalen Wandel in der Geschichte des Lesens. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts hatte sich die Kenntnis des Lesens und Schreibens und auch die des Rechnens verbreitert, ohne daß genaue Prozentzahlen zu ermitteln wären. Daß in einem Dorf, wie um 1700 mehrfach überliefert, nur der Pfarrer in der Lage war, die Gemeinderechnung zu führen, daß in der gleichen Zeit Bewerber um staatliche Stellen sich rühmten, bis 200 zählen zu können, gehörte um 1800 der Vergangenheit an. An der Verbreitung von Gesangbüchern, die bisweilen die Landesherren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf eigene Kosten in den Dörfern verteilen ließen, ist die Ausweitung der Lesefähigkeit zu erkennen. Auch wenn selbst die dörfliche Gesellschaft lesegewohnter wurde (religiöse Sondergemeinschaften pietistischer Prägung hatten schon um 1700 einen ganz erstaunlichen Alphabetisierungsgrad erreicht), so blieb doch das Schreiben eine der bäuerlichen Welt weitgehend fremde Übung. Lesen und Schreiben wurden immer noch wie im Mittelalter als zwei verschiedene Fähigkeiten erlernt. Die bäuerliche Oberschicht jedoch war, wie die sogenannten „Anschreibebücher“, Haushaltsbücher gewissermaßen, ausgangs des Jahrhunderts zeigen, durchaus schriftgewohnt.

Welche gegenläufigen Tendenzen den Prozeß der Alphabetisierung irritieren, zeigt beispielhaft die Autobiographie des Ulrich Bräker. Als er 1776 in die Lesegesellschaft zu Lichtensteig eintreten will, erweckt das zunächst Schwierigkeiten: Lesen und feine Gesellschaft hingen noch zusammen. Aber auch unter seinen Nachbarn löst Bräkers Schritt nur Kopfschütteln aus; und vollends seine Frau lamentierte, daß er über dem Lesen seine Arbeit vernachlässige. Das Ungewöhnliche an Bräkers Schritt war jedoch Voraussetzung dafür, daß seine Autobiographie überhaupt 1789 (bei Orell, Geß-

ner und Füßli in Zürich) erscheinen konnte.¹⁶ Zwar hat man darin zunächst noch nicht die bedeutendste deutschsprachige Lebensbeschreibung des 18. Jahrhunderts gesehen, sondern nur die Lebensäußerungen eines „Naturkindes“, aber immerhin zeigt sich, daß auch das „Publikum“ Anteil an den geistigen Bestrebungen des kleinen Mannes nahm.

Hinter der sich anbahnenden Alphabetisierung der dörflichen Gesellschaft steht naturgemäß die Schule. Diese war, immer noch vom Pfarrer beaufsichtigt, weitgehend eine Winterschule, da im Sommer die Kinder für die Feldarbeit benötigt wurden. Der Schulmeister war sprichwörtlich arm, vielfach übte er seinen Dienst nur im Nebenamt zu einem dörflichen Handwerk aus. Für Stadt und Land gilt, daß dieses niedere Schulwesen zwar nicht gesetzlich vorgeschrieben, aber dennoch allgemein genutzt wurde, und daß es keine geschlechterspezifische Trennung kannte. Der "Trivialunterricht" wurde auf dem Land Mädchen und Jungen gemeinsam erteilt, in den Städten entwickelten sich (in den Großstädten des 15. Jahrhunderts bereits bekannt) eigene Mädchenschulen.

Durch die Alphabetisierung der Bevölkerung wurde der Lesestoff zu einem Wirtschaftsartikel von Belang.¹⁷ Der Erwerb von Büchern blieb zwar weitgehend auf die Gesellschaftsschichten von der oberen Mittelschicht an aufwärts beschränkt, wie die Subskribentenverzeichnisse noch um 1800 zeigen, aber Flugschriften über aufsehenerregende, sensationelle Ereignisse und fürchterliche Mordtaten, aber auch über Naturkatastrophen und Kriege in der Fremde wurden in Stadt und Land auch von kleinen Leuten viel gekauft. Ein eigener Markt populärer Literatur begann sich zu bilden,¹⁸ wobei Wanderhändler für die Verbreitung der Produkte sorgten. Dieser Markt ist, wie der gesamte Vorgang der partiellen Alphabetisierung, Indikator für einen viel tiefer reichenden Prozeß, mit dem sich die allmähliche Lösung der agrarischen Produktion aus den Fesseln der Tradition ankündigte.

Nicht nur bei den kleinen Leuten läßt sich eine Veränderung der Lesegewohnheiten beobachten,

¹⁶ Werner GÜNTHER (Hg.), Ulrich BRÄKER, Lebensgeschichte und natürliche Ebenteuer des Armen Mannes im Tockenburg. (Reclams Universal-Bibliothek 2601-2602^a). Stuttgart 1965, 174ff.

¹⁷ Reinhart SIEGERT, Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolf Zacharias Becker und seinem "Noth- und Hülfsbüchlein". Mit einer Bibliographie zum Gesamtthema. Frankfurt 1978.

¹⁸ Rudolf ENGELSING, Die Perioden der Lesegeschichte in der Neuzeit, in: DERS., Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten. Göttingen 1973, 112-154; DERS., Dienstbotenlektüre im 18. und 19. Jahrhundert, in: ebd., 180-224.

sondern auch in den höheren Ständen. Allenthalben entstehen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Lesegesellschaften. Sie sind Zweig einer Bewegung, welche die Zeit der Spätaufklärung in Deutschland zu einem „geselligen Jahrhundert“ gemacht hat.¹⁹ Diese „Societätsbewegung“ ließ neben den herkömmlichen gelehrten Gesellschaften auch literarische und ökonomische entstehen. Im Gegensatz zum Verein des 19. Jahrhunderts handelt es sich hierbei - am deutlichsten bei den Freimaurern zu beobachten - um eine Art sozialer Versicherung auf Gegenseitigkeit. Diese Societäten kannten dabei natürlich die verschiedensten Schattierungen, es konnte sich ebenso (wie bei den Freimaurern) um eine künstliche Verwandtschaft handeln wie um einen Zusammenschluß Gleichgesinnter (wie bei den vielen „ökonomischen“ Gesellschaften). Sogar ein reines wirtschaftliches Zweckbündnis konnte sich hinter einer 1775 gegründeten „geschlossenen Lesegesellschaft“ Elberfelder Geschäftsleute verbergen. Im Mittelpunkt dieser Gesellschaften steht das Buch, selbst wenn es sich nicht um „Lesegesellschaften“ handelt; denn den Zweckrationalismus des Zeitgeistes zu verwirklichen, hieß zum Beispiel für eine ökonomische Gesellschaft, sich mit Büchern an die Öffentlichkeit, an das sogenannte „Publikum“ zu wenden.

6. Die allmähliche Verwandlung der Welt seit der Mitte des 18. Jahrhunderts

Spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde unübersehbar, daß das Bevölkerungswachstum auf dem Lande erhebliche soziale Probleme aufwarf; während die Bevölkerungszahl in den Städten aufgrund einer sehr restriktiven Bürgeraufnahmepolitik stagnierte (wobei in den Vorstädten, in den Gartenstädten vor den Mauern, in behelfsmäßigen Hütten ein frühes Proletariat von verheirateten Gesellen, von Hilfsarbeitern und Tagelöhnern hauste, das ein für die Arbeitsspitzen stets verfügbares Arbeitskräftepotential bildete), hatte das Land die Hauptlast des Bevölkerungswachstums, das auch durch eine hohe Kindersterblichkeit nicht gebremst wurde, zu tragen. Weil die Ackerflächen nur noch bedingt vermehrbar waren (selbst bei Rodung bisher nicht genutzter Flächen konnte lediglich die Flur um 5 und bestenfalls um 10 % erweitert werden), stieg die Zahl der von klein- und unterbäuerlicher Arbeit lebenden Menschen dramatisch an. Ohne wirkliche soziale Chancen bei gleichbleibenden Löhnen lebten sie ausgeschlossen von jedem Kulturfortschritt am Existenzminimum. Angesichts des Massenelends halfen die traditionellen Bilder von der Gottgewolltheit der Armut nicht mehr. Wer mit der Aufklärung Ernst machen wollte, mußte hierin einen Skandal sehen. Vor allem

¹⁹ Ulrich IM HOF, Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung. 1982.

waren - und das läßt sich in jener Zeit in allen deutschen Landen beobachten - die Obrigkeiten herausgefordert. Sie reagierten in zweifacher Weise (es gibt relativ wenig regionale Unterschiede hierbei), einmal mit Versuchen, die Heiraten „unvermögender Leute“ zu unterbinden, „damit das Land nicht mit Bettlern überschwemmt werde“ und zum zweiten mit Bemühungen, neue Arbeitsplätze im Lande zu schaffen, den Wohlstand des Landes zu heben. Beide Bestrebungen griffen in den Alltag ein.

Heiratsverbote und Heiratsbeschränkungen waren nur die Fortsetzung, wenngleich eine in ihren Absichten veränderte Fortsetzung der Mandate und Edikte, die seit dem konfessionellen Zeitalter die Untertanen reglementieren wollten. Erst um 1700 aber, so eine vorläufige Summe aus vielen Einzelbeobachtungen, hatte diese Gesetzgebung, die auf die Diskriminierung der unehelichen Mutter, hinauslief, Erfolg. Die Fortsetzung solcher Mandate aber, die das Modell des Gott wohlgefälligen Staates veränderten und (den Staat bereits als Maschine mitdenkend) „auf des Landes Wohlfahrt“ berechnet waren, scheiterte in ihren Absichten. Die Zahl der Armen wurde nicht vermindert; wo die Heiratsverbote nicht sowieso umgangen wurden, stieg die Zahl der unehelichen Geburten und damit die Zahl der Menschen ohne soziale Chancen weiter an.

Auch die zweite Maßnahme des Fürstentums in der Spätaufklärung hat ihre Vorläufer; sie stellt sich als Spätphase des Merkantilismus dar: Fabrikgründungen, Regiebetriebe, die wie ihre Vorläufer scheiterten, auch wenn sie nicht einem fiskalischen Erfolgswang, wie noch um 1700, ausgesetzt waren. Daß staatlich finanzierte Arbeitsplätze teuer waren, merkten die Obrigkeiten spätestens an ihren Zuchthäusern. Diese waren teilweise als Regiebetriebe geplant gewesen und entsprechend zum Scheitern verurteilt. (Auch die vielfach versuchte Privatisierung half nichts; die entsprechenden Unternehmer gingen bald bankrott.) Das mit dem Zuchthaus verbundene Arbeits- und Werkhaus, mit dem man den Müßiggang bekämpfen und fleißigen Menschen die Möglichkeit des eigenständigen Nahrungsgewinns sichern wollte, verfiel allenthalben. Übrig blieb trotz aller wohlklingenden Absichten in den Gründungsurkunden allein die auf den Strafgedanken konzentrierte Anstalt. Und das trotz aller Repräsentationsabsicht, die ursprünglich ein Fürst in sein Zuchthaus gesetzt hatte, das er stolz seinen Gästen vorführte. Die obrigkeitlichen Maßnahmen scheiterten letztlich am Geldmangel, genauer: an der fehlenden Bereitschaft längerfristig Geld zu investieren; außer Edikten hatte das Fürstentum dem

Land wenig zu bieten.

Gescheitert waren sicherlich die Maßnahmen der Obrigkeit. Sie hatten aber in ihrem Scheitern Folgen: Die Präsenz des Staates in der Sozialpolitik war ad absurdum geführt. Der Stoßseufzer des Würzburger Bischofs Franz Ludwig von Erthal, „es ist nicht so leicht, des Bettels Herr zu werden, als man denkt“, signalisiert den Rückzug des Fürsten aus der patriarchalen Vaterrolle. Wie üblich werden Defizite verschwiegen. Aber die seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts allgemein zu beobachtende Rücknahme aller patriarchalischen, „landesväterlichen“ Leitung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die sich am Scheitern der Bewältigung von Armutsproblemen erwiesen hatte, war eine der grundlegenden Voraussetzungen für die Liberalisierung in wirtschaftlichen Fragen, genauer für das Überlassen der sozialen Probleme an eine sich selbst organisierende Wirtschaft. (An den Privilegien der Zünfte freilich wagte man nicht zu rütteln.)

Im wesentlichen war die sogenannte Protoindustrialisierung eine Folge der Not auf dem Lande, war Selbstorganisation.²⁰ Sie baute (zumeist verkannt) auf einer Strukturveränderung des Dorfes auf, die sich seit dem Spätmittelalter angebahnt hatte: Das Dorf war seit dem 15. Jahrhundert nicht nur agrarische Siedlungsorganisation, sondern handwerklich geprägt. An der Spitze stand dabei Südwestdeutschland und sodann der Niederrhein mit etwa 60 bzw. 40 Meistern pro 1.000 Einwohnern. Differenzierung und Ausweitung des Handwerks, das war das Thema der Protoindustrialisierung. Dabei wurden die Techniken und die Produkte des Manufakturzeitalters im Dorf, wenngleich häufig unvollkommen, umgesetzt. Landhandwerk, Heimindustrie und Protoindustrialisierung gingen vor allem in der Textilherstellung, mit großem Abstand aber auch im Töpfer- und Häfnerhandwerk Hand in Hand.

Das dörfliche Heimgewerbe muß im Zusammenhang mit einer neuen Phase vorindustrieller Fabrikationsgründungen gesehen werden, die vor allem in den Kleinstädten und in den Dörfern mit Mittelpunktsfunktion angesiedelt sind. Weil diese Phase der Industrialisierung nicht zur großen Stadt gehört, ist sie so lange unbeachtet geblieben. Während zum Beispiel die berühmte Ansbacher Fayence-

²⁰ Vgl. KRIEDTE-MEDICK-SCHLUMBOHM, Die Proto-Industrialisierung auf dem Prüfstand der historischen Zunft. Geschichte und Gesellschaft 9 (1983), 87-105.

Manufaktur nur 10 bis 12 Menschen Arbeit gab, lebten um 1780 im kleineren Schwabach 700 Menschen von der Kattun-Fabrik und fast 600 Menschen verdienten hier ihr Geld mit der Nadelherstellung. Die Arbeiter solcher Fabriken wurden im Tagelohn gedungen, der sehr karg ausfiel und dem Arbeiter, wie die Zeitgenossen wußten, „nur ein sehr sparsames Brot“ verschaffte.

Im Zusammenhang mit der Protoindustrialisierung auf dem Lande, mit den neuen Fabrikationsstätten in Marktflecken und Kleinstädten entsteht in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch eine neue Kaufmannsschicht, welche die Gestalt des Außenseiter-Manufaktoristen verdrängt. Jedoch darf nicht übersehen werden: Es handelt sich um eine extrem konjunkturabhängige neue Schicht, die bei allen klaffenden Vermögensunterschieden zu den armen Arbeitern, die sie beschäftigten, doch zumeist nicht ein gesichertes Vermögen erwerben konnten, welches für das höhere Bürgertum in den Städten als ererbter materieller Rückhalt eine Selbstverständlichkeit war. Und ein weiteres ist zu berücksichtigen: Nicht nur in ihren Produktionsbedingungen sind diese frühen Fabriken von dem Gegensatz von arm und reich geprägt, sondern auch in ihren Marktchancen. Produziert wurde nämlich entweder billige Massenware, zum Verkauf für eine wenig zahlungskräftige Kundschaft bestimmt, oder teures Luxusgut. Entsprechend klein blieb letztlich die Produktpalette, im wesentlichen Textil- und (mit größerem Abstand) Metallerzeugnisse.

Doch alle unbestreibaren Veränderungen der Protoindustrialisierung hätten nichts genutzt, hätten die Härten des Bevölkerungswachstums nicht lindern können, wenn nicht zugleich eine Veränderung in der Agrarstruktur selbst für eine größere Produktivität gesorgt hätte.

Um 1800 zeichnete sich auf den Fluren in allen deutschen Landen (mit einem allerdings deutlichen Rückstand im östlichen Deutschland) ab, daß sich die Verhältnisse auf dem Lande zu ändern begannen. Das betraf nicht so sehr die rechtlichen Zustände; denn die aufsehenerregenden Maßnahmen der Obrigkeit - die spektakulär verkündete Aufhebung der Leibeigenschaft, wirkte mehr auf das gebildete „Publikum“ als auf die Realität - waren kalkulierte Manifestationen eines Fürstentums, das sich nunmehr in seiner sozialen Verantwortung gerühmt wissen sollte. (Unbeachtet blieb, daß 1765 in der hohenlohischen Herrschaft Langenburg die Leibeigenschaft wegen der Geringfügigkeit der aus ihr resultierenden Einnahmen aufgehoben wurde.) So war Friedrichs des Großen publikumswirksame

Aufhebung der Leibeigenschaft auf den königlichen Domänen nicht viel mehr als eine Aufhebung des Gesindezwanges, die sich der König angesichts der Überbevölkerung des Landes gut leisten konnte. Zudem betraf diese Maßnahme nur die königlichen Domänen, also außerhalb Ostpreußens nur etwa 4 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche.

Zu verändern begannen sich die Verhältnisse im Stall, auf der Weide und in der Flur. Dabei ist daran zu erinnern, daß der Bauer stets unter einem doppelten Zwang, dem des Bodens und dem der Herrschaft gestanden hatte. „Agrarmeliorationen“ also, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingeleitet, bei zögernder Aufnahme durch die Bauern, allmählich um 1800 sich durchgesetzt hatten; das betraf die Durchsetzung des Anbaus von Klee auf der Brache, womit man zugleich ein billiges Viehfutter gewann und damit die Viehzucht ausweiten konnte. Denn bis dahin hatte die Zahl des zu haltenden Viehs, vor allem des Rindviehs, die Zahl der zur Verfügung stehenden Wiesen bestimmt. Nunmehr aber konnte über die Stallhaltung diese Abhängigkeit gelockert werden. Stallhaltung: Das bedeutete auch, wie so viele andere Agrarmeliorationen, den Beginn individuellen Wirtschaftens.

Viehzucht: Eine entscheidende Veränderung hatte sich im Bereich der Schafzucht durchgesetzt. Es war gelungen, aus Spanien Merinoschafe nach Deutschland einzuführen und damit den Wollertrag um das Dreifache zu steigern. Zwar kam diese Maßnahme vor allem dem Adel zugute, da die Schafhaltung zumeist über die Gutsschäfereien in herrschaftlich-adeligem Besitz gewesen war, aber indirekt waren die Züchtungserfolge auch für den gemeinen Mann von Bedeutung; denn die gesteigerte Wollproduktion ermöglichte erst die Ausdehnung der Wolltuchproduktion und des Strümpfstrickens als Heimindustrie und Grundlage der Protoindustrialisierung.

Auf den Fluren zeigte sich die beginnende Veränderung der Welt. Wir wählen dafür zwei Beispiele, den Tabak- und den Hanfanbau. Tabak war noch um 1700 eine „offizinöse“ Pflanze, die man in der Apotheke erwerben mußte. Seit dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts wurde jedoch Tabak, der auf bis dahin unfruchtbaren Sandböden gedieh, in immer weiterem Maße angebaut: Erwerbsmöglichkeit für kleine Leute, für die nachgeborenen Söhne von Kleinbauern des Eichsfelds ebenso wie für abgedankte Soldaten in der Mark Brandenburg. Tabak wurde vor allem in den unteren Schichten konsumiert. Während die höheren Stände am feineren Schnupfen festhielten, gehörte die Pfeife um

1800 zum Knecht und zum Bauern, zum Soldaten und zum Handwerker. Das Rauchen war zu einer Massenerscheinung geworden, welche die Obrigkeiten zu besorgten, aber ergebnislosem Einschreiten, zu den seit etwa 1770 allenthalben begegnenden Verboten des Rauchens auf offener Straße, veranlaßte.

Eine entscheidende Veränderung im optischen Bild der Fluren brachten Hanf und Flachs. Besonders Kleinbauern bauten diese Pflanzen in immer größerem Maße an. Denn zum Dorf des 18. Jahrhunderts gehört die von Männern wie Frauen betriebene Spinnerei. Trotz aller Verbesserungen konnte es zwar ein Radspinner pro Stunde nur auf 8 Gramm mittleres Baumwollgarn bringen, aber das war doch immerhin ein Zusatzverdienst. Spinnen und Stricken wurden von allen Obrigkeiten nachdrücklich als neue Erwerbsform, vor allem als Heilmittel gegen den sogenannten Müßiggang gepriesen, um die real bestehende Massenarbeitslosigkeit zu verschleiern. Ein dörfliches Heimgewerbe entstand, die sogenannte Protoindustrie. Sie wurde auch in Deutschland Schrittmacher neuer Wirtschaftsformen. Während zum Beispiel in Elberfeld, einer typischen Textilgewerbelandschaft, die Zahl der Leinewebermeister von 300 im Jahr 1740 auf 1100 im Jahre 1781 stieg, was einen erheblichen Status-Verfall des Gewerbes bedeutete, konnte der Textilverleger zum kaufmännisch handelnden Unternehmer aufsteigen. Das ist der wirtschaftsgeschichtliche Hintergrund der bereits erwähnten „geschlossenen Lesegesellschaft“ der Elberfelder Geschäftsleute, bei der ein Kaufmann als Mitgliedsbeitrag eine Summe bezahlte, die zwei Jahreslöhnen eines Webers entsprach.²¹

Die Geschichte der Agrarmeliorationen - nur angedeutet werden konnte der ganze Katalog der Maßnahmen - zeigte, wie schwierig der Dialog zwischen Oberschicht und gemeinem Mann war. Denn die großen Anreger der erneuernden Maßnahmen waren Bürgerliche, Gelehrte und Pfarrer. Was sie vorschlugen, was sie in Preisschriften gelehrter Gesellschaften veröffentlichten, was dann in obrigkeitlichen Edikten dem - wie man damals sagte - "Landmann" empfohlen wurde, das wurde, selbst wenn es sich um zentrale Probleme wie eine verbesserte Düngung handelte, nur zögernd von den Bauern übernommen. Denn die Obrigkeit, die solche Maßnahmen empfahl, war die gleiche, die man bis dahin nur als zwingende und strafende Herrschaft kennengelernt hatte, als eine Instanz, die

²¹ Herbert KISCH, Die hausindustriellen Textilgewerbe am Niederrhein vor der industriellen Revolution. Göttingen 1981.

Steuern eintrieb und über Gesetze im Lande wachte, die wie beim Verbot des Haltens von Tauben als eine sinnlose und einengende Reglementierung verstanden wurden. Die bis tief in die Verbrechensbekämpfung hineinreichende Verweigerungshaltung des gemeinen Mannes, vor allen Dingen des auf dem Lande lebenden, gegenüber den Maßnahmen der Obrigkeit, wirkte sich auch auf die Geschichte der Agrarmeliorationen aus. Im Grund bedeutete es - und das belegt schon die Geschichte der wichtigsten aller Neuerungen, die Einführung der Kartoffel -, daß zunächst der praktische Sinn des Landmannes die zahlreichen unsinnigen Vorschläge von den sinnvollen trennte, und daß deren Durchsetzung schließlich durch die pure Not erzwungen wurde.

Von den Bedingungen des Alltags her erweist sich in deutschen Landen die Zeit zwischen Westfälischem Frieden und Französischer Revolution in ihren äußeren Rahmenbedingungen, in ihrer Verfassung der rechtlichen und politischen Gegebenheiten als eine ziemlich einheitliche Epoche, in ihren Lebensformen jedoch als eine wandlungsfähige Welt, deren Tendenzen auf eine tiefgreifende Veränderung hinauslaufen mußten.

Prof. Dr. Ernst Schubert
Institut für Historische Landesforschung
Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 5
D-37073 Göttingen